

Barbara Duden, Jürgen Schlumbohm u. Patrice Veit Hg., **Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, 17.–20. Jahrhundert** (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; 170). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, 328 S., EUR 36,00, ISBN 3-52535-365-0.

Leonardo da Vincis berühmte Zeichnung „Das Werden des Menschen“ (1510–1513) zielt den Schutzzumschlag dieses Sammelbandes. Und sie tut das ganz offensichtlich nicht nur aus illustrativen Gründen, denn diese Darstellung eines in den Schalen der Gebärmutter zusammengekauert hockenden Kindes ist Ausgangspunkt für weitere Analysen und nur das bekannteste Beispiel eines frühen Blicks ins Innere des schwangeren Frauenleibs – eines Blicks, der wie das, auf das er fällt, eine Geschichte hat. Auch der Titel des Bandes ist klug gewählt, spricht doch eine „Geschichte des Ungeborenen“ – im zwischen männlichem und sächlichem Substantiv changierenden Genetiv – die historisch und individuell schwankende Auffassung darüber an, was jenes Ungeborene eigentlich sei und ob einem Fötus schon der Status eines lebendigen Kindes zukomme. Neben der Darstellungsweise des Ungeborenen beschäftigt die zehn Autorinnen und Autoren des vielschichtigen Buches vor allem diese zwischen weiblicher Wahrnehmung und Wissenschaft mühsam verhandelte Frage sowie die Art dieser „Verhandlung“, entlang derer sich Wissen konstituierte.

Den Anfang macht Barbara Duden („Zwischen ‚wahrem Wissen‘ und Prophetie: Konzeptionen des Ungeborenen“), die dezidiert zwischen dem Schwangergehen, als einem somatischen Wissen „in“ der Frau, und der Schwangerschaft, als dem systematisierbaren, gelehrten Wissen „über“ einen Zustand, unterscheidet. Ihre These, dass ersteres den „einstmaligen Vorrang“ (12) vor letzterem hatte, ist überzeugend. Bis in das 18. Jahrhundert hinein war die Wahrheit einer Schwangerschaft erst durch die nachfolgende Geburt erwiesen. „Ärztliches Urteil in dieser Sache war und blieb ein Stück Prophetie“ (17). Mehrfach wird diese These entfaltet: In der Embryologie ging es anfangs nicht um die Darstellung einer Entwicklung, sondern um das dem Blick verborgene, umhüllte, eingeschlossene Werden: So stellte die frühe anatomische Grafik den Fötus stets im Inneren eines geöffneten Uterus dar. Doch während diese Wiedergabe zunehmend realistischer wurde, blieb der Fötus ein kleines fertiges Kind und als solches mehr Emblem und Sinnbild, denn Darstellung des Sichtbaren. Die embryologischen Blätter Leonardo da Vincis und die Holzschnitte in Versalius' „Fabrica“, die für viele Generationen blickprägend werden sollten, dienen als Beispiele. Als im ausgehenden 17. Jahrhundert das Mikroskop neue Ansichten des Ungeborenen zuließ, kam es vorübergehend zu einer interessanten „Verbindung von Blicklenkung und Blickhemmung“ (36): Den Naturforschern war es nicht möglich, das, was sie unter dem Mikroskop sahen und was dem kleinen Kind der anatomischen Grafiken in keiner Weise entsprach, als embryonale Entwicklungsstufe wahrzunehmen. Sie schufen mit der „Mola“, dem „Mondkind“, einen „unkindlichen Zwilling des kommenden Kindes“ (39) und lösten den Widerspruch auf diese Weise. Ein Kapitel über das „Nebeneinander heterogener Wahrheiten“ (46) in der vormodernen Welt, die eine Hierarchie zwischen subjektivem Wissen und objektiven Tatsachen noch nicht kannte, beschließt die Ausführungen.

Nadia Maria Filippini geht in ihrem Beitrag („Die ‚erste Geburt‘: Eine neue Vorstellung vom Fötus und vom Mutterleib“) der Entwicklung des Wissens über Schwangerschaft im 17. und 18. Jahrhundert nach. Es ist die Zeit, als der Fötus aus seiner schützenden Hülle

herausgelöst wurde und sich verselbständigte: sei es in den Darstellungen des Turiner Anatomen Giovanni Battista Bianchi von 1741, in denen der Fötus, nach wie vor als voll entwickeltes Kind, aber nun in aufrechter Haltung und ohne Uterus entgegentritt, sei es in Abhandlungen früher Bevölkerungstheoretiker, in denen er als „ungeborener Bürger“ (100) Ansprüche an das Wohlergehen seiner Mutter stellen konnte oder ganz konkret in der Anwendung des Kaiserschnittes, der das ungeborene Kind dem Mutterleib entriess. Bianchis Stiche wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der „Heiligen Embryologie“ von Francesco Emanuele Cangiamila erneut abgedruckt und dienten diesem zur Untermauerung der Ansicht, dass ein Kind schon bei der Zeugung beseelt sei. Cangiamila verschob die Geburt „hinter die Grenzen des Sichtbaren“ und machte so die Zeugung zur „erste(n) Geburt“ (111). Eine Konsequenz dieser „kulturellen Konstruktion des Fötus“ (115), der getrennten Wahrnehmung des Kindes, bestand darin, dass um die Mitte des 18. Jahrhunderts jene Theorien verworfen wurden, die davon ausgegangen waren, dass sich Gefühle und Empfindungen einer schwangeren Frau in Form von „Muttermalen“ als körperliche Schädigungen auf das Kind übertragen konnten. Dieses war nun ein eigenständiges Wesen und musste gerade deshalb – nicht zuletzt durch eine Aufwertung von Mutterschaft und Mutterrolle – geschützt werden.

Zwei Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit lutherischem Liedgut und Gebetsliteratur als „Rüstzeug für Schwangere und Gebärende“ (49). Patrice Veit („Ich bin sehr schwach, doch drückst du nach ...“: Evangelisches Kirchenlied und seelsorgerische Begleitung von Schwangeren im 17. und 18. Jahrhundert“) zeigt, wie die seit dem 17. Jahrhundert zu den bereits üblichen Gebeten für Schwangere hinzu kommenden Lieder, nach bekannten Melodien gesungen, Mittel zur Bewältigung der Ausnahmesituation einer Niederkunft boten. Von Männern verfasst, bildete das Ich der Lieder stets ein „abgeleitetes“ Ich“ (56), das von Gott Hilfe vor Angst und Schmerz in einer Weise erfehte, die absolute Gottergebenheit signalisierte.

Um den Aspekt der Gottergebenheit geht es auch Ulrike Gleixner („Todesangst und Gottergebenheit. Die Spiritualisierung von Schwangerschaft und Geburt im lutherischen Pietismus“), die nachweist, dass Gebetsliteratur für Schwangere im 17. Jahrhundert noch zwischen Trost und Bußaufruf schwankte, der lutherische Pietismus aber im 18. Jahrhundert nur jenes Konzept fortsetzte, das Mutterschaft als Kreuz der Frau definierte. Erst im späten 18. Jahrhundert wurde die konfessionelle Einschätzung der Gebärearbeit „als Berufspflicht aller Ehefrauen“ (85) in eine biologische Bestimmung der Frau umgedeutet. Am Beispiel weiblicher Selbstzeugnisse aus dem pietistischen Bürgertum in Württemberg macht die Autorin deutlich, wie Frauen die in der Erbauungsliteratur vorgefertigten Rede- und Argumentationsmuster übernommen hatten: Der Verlust eines Neugeborenen wurde im Lob Gottes ertragen, das Leid auf diese Weise transzendiert und spiritualisiert.

Zwei weitere, zeitlich eine Abfolge bildende Aufsätze, widmen sich der visuellen Darstellung von Embryonen. Ulrike Enke („Von der Schönheit der Embryonen“) untersucht die 1799 erschienenen anatomischen Tafeln Samuel Thomas Soemmerrings, die erstmals Visualisierungen der Embryonalentwicklung lieferten. Nicht nur in der Abbildung, sondern auch als Präparat, in Alkohol konserviert oder als Wachsmo-  
dell nachgebildet, erlebte der Fötus in jener Zeit einen Wandel „zum sinnlich fassbaren Anschauungsobjekt“ (210). In Abgrenzung von der präformatorischen (schon im Ei verberge sich ein vorge-

formtes Individuum) wie auch der epigenetischen Theorie (der Embryo entwickle sich schrittweise) verwendete Soemmering in seinem in lateinischer Sprache veröffentlichten Werk das Wort „metamorphosis“, um die Veränderungen des Fötus zu fassen. Seine Tafeln übten – nicht zuletzt aufgrund ihrer Ästhetik – große Wirkung auf Ärzte und Laien aus. Diese ästhetische Gestaltung war jedoch schon interpretierend, diente sie doch der Darstellung eines ‚wahren‘ und nicht den eines ähnlichen Abbildes; es ging Soemmering gerade nicht um eine quasi fotografische Wiedergabe des Darzustellenden, sondern um die Erfassung der „idealischen Normalform“ (232), die nur durch Abstraktion einer Vielzahl von Einzelbeobachtungen möglich war. In diesem Sinn hatten seine Stiche mehr mit Gleichnis als mit Darstellung zu tun. Die ästhetische Überformung erlaubte zudem eine Distanzierung vom Objekt und erleichterte den Betrachterinnen und Betrachtern einen Blick ohne Schrecken auf die Leibesfrüchte.

Nick Hopwoods Untersuchung („Embryonen ‚auf dem Altar der Wissenschaft zu opfern‘: Entwicklungsreihen im späten neunzehnten Jahrhundert“) deckt eine spätere Zeit ab und beschreibt die Art und Weise, wie die von Medizinern gesammelten Föten in Zeichnungen und Wachsmoulagen transformiert wurden, um dann ihrerseits popularisiert auf ein breites Publikum zu wirken und sukzessive die Interpretation von Schwangerschaft zu verändern. Er handelt seine These entlang der Auseinandersetzung zwischen dem Zoologen Ernst Haeckel und dem Anatomen Wilhelm His ab. Haeckel vertrat die darwinistische Auffassung, dass sich im Embryo nicht nur das ungeborene Kind, sondern auch die tierischen Vorfahren des Menschen erkennen lassen würden. Die aufgrund einer umfangreichen Fötensammlung entstandenen Abbildungen seines Kontrahenten His fanden hingegen Eingang in die Lehrbücher und entfalteten hier ihre Wirkungsmacht.

Ausgehend von der Analyse der Hospitaltagebücher Friedrich Benjamin Osianders kann Jürgen Schlumbohm in seinem Beitrag („Grenzen des Wissens: Verhandlungen zwischen Arzt und Schwangeren im Entbindungshospital der Universität Göttingen um 1800“) schlüssig zeigen, wie Wissen ausgehandelt wurde und sich in der Auseinandersetzung zwischen Arzt und Gebärfrau, also in einem von sozialer Asymmetrie gekennzeichneten Verhältnis, bildete. Eindeutige medizinische Schwangerschaftszeichen kannte die junge Geburtshilfe an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert noch sehr wenige; der Arzt blieb in diesem Punkt meist auf die Aussagen der Frau angewiesen. Viel besser war das ärztliche Wissen hinsichtlich der Frage, ob eine Frau Erstgebärende war oder bereits einmal ein Kind zur Welt gebracht hatte; hier folgte der Arzt seinem Untersuchungsbefund tendenziell häufiger, auch wenn dieser den Angaben der Frau widersprach. Auch der Zeitpunkt der Empfängnis und jener der erwarteten Geburt – zwei Daten, über die Frauen meist sehr genaue, wenngleich zum Teil strategische, Angaben machten –, wurden durch Befragung und Untersuchung eruiert.

Paule Herschkorn-Barnu („Wie der Fötus einen klinischen Status erhielt: Bedingungen und Verfahren der Produktion eines medizinischen Fachwissens, Paris 1832–1848“) untersucht in ihrem Aufsatz das Konzept des „fötalen Gefahrenzustandes“. Dem Abhören der fötalen Herztöne (Auskultation) wurde bis ins 19. Jahrhundert hinein keine Bedeutung beigemessen. Wegbereiter dieser neuen Methode wurde Paul Dubois, leitender Chirurg im Pariser Gebärfrauhaus, der damit eine „statistische Rationalität“ (182) und den Begriff des Risikos in die Geburtshilfe einführte. Während sein Vorgänger, der Chirurg und

Anatom Baudelocque, das wahrscheinliche Risiko als Entscheidungsgrundlage für einen Eingriff noch abgelehnt hatte, bemächtigte sich Dubois des Kreißsaales wie auch des – ursprünglich bei der Oberhebamme gelegenen – Monopols über die Aufzeichnungen und damit der „Produktion quantitativen Wissens“ (179). „So erfand er eine medizinische Wirklichkeit, die von den Erzählungen und Erlebnissen der Frauen unabhängig war.“ (188) Das führte zu massiven Veränderungen in der Geburtshilfe und gab dem Fötus einen klinischen Status, was Eingriffe (Zange, Embryotomie) erlaubte und später auch die Entstehung der pränatalen Medizin ermöglichte.

Den Abschluss bilden zwei Aufsätze, die die medizinhistorische Ebene verlassen und deren Klammer darin besteht, dass sie beide von Gerichtsprotokollen als Quellen ausgehen. Claudia Töngis Interesse („Gewalt gegen Schwangere vor dem 19. Jahrhundert: Zur sozialen Bedeutung von Gewalt und Aggression“), gilt der Frage, warum schwangere Frauen trotz der traditionell um sie aufgebauten Schutzkultur (Vermeidung von Schrecksituationen, Ächtung groben Verhaltens des Ehemanns) Gewaltopfer werden konnten, wobei sie Gewalt nicht als Affektausbruch, als das Andere der herrschenden Verhaltensnormen, sondern als eine Form eingebundenen sozialen Handelns begreift. Gewalt galt ihrer Meinung nach in zumindest einigen Fällen der von ihr analysierten Beispiele dem Zustand der Schwangerschaft selbst, jenem Übergangsphänomen, das Ängste, Irritationen, Phantasien und eben auch Aggressionen auslösen konnte; damit wurde Schwangerschaft zum doppelten Risikofaktor. Töngi verfolgt zunächst die Klagen der Frauen und Männer vor Gericht und entschlüsselt „häusliche Machtordnungen“ (284), die während Schwangerschaft und Kindbett neu abgesteckt werden konnten. Gewalt gegen die schwangere Frau war immer auch Gewalt gegen das Kind und trug als solche – vom Ehemann ausgeübt – „autoaggressive Züge“ (287). Wurde eine Frau hingegen von Nachbarn oder anderen familienfremden Personen attackiert, so war das auch Übergreif auf das Eigentum und die Ehre des Mannes.

Cornelie Osborne widmet sich in ihrem Beitrag („Gestocktes Blut oder ‚verfallen‘? Widersprüchliche Redeweisen über unerwünschte Schwangerschaften und deren Abbruch zur Zeit der Weimarer Republik“) der Ungewissheit jeder Schwangerschaft. Sie zeigt, dass die Grenze zwischen dem Ausbleiben der Menstruation und dem Bestehen einer Schwangerschaft für Frauen lange nicht eindeutig war. Zum einen benutzten Frauen vor Gericht präzise medizinische Terminologie, wie sie sich infolge der intensiven öffentlichen Diskussion über Schwangerschaft, Abtreibung und den §218 auch Unterschichtsfrauen angeeignet hatten. Zum anderen gab es auch eine, Traditionen verpflichtete, antiquierte Sprechweise: So signalisierte der häufig verwendete Ausdruck der „Blutstockung“ – dessen sich konsequenterweise auch die Werbung für Abtreibungsmittel bediente –, dass Frauen ihren Zustand nicht als Schwangerschaft wahrnahmen.

Der Anspruch des Bandes, nicht nur die historische Vielfalt der Darstellungen und Wahrnehmungen der „Leibesfrucht“ zu zeigen, sondern auch die Historizität des im 20. Jahrhunderts zum biologisch-objektiven Faktum gewordenen Embryos begreifbar zu machen, wird durch die Beiträge eingelöst. Als besonders spannend erweist sich während des Lesens die bewusst gewählte Verknüpfung von „Erfahrungsgeschichte des Schwangergehens mit einer Wissenschafts- und Technikgeschichte des Ungeborenen“ (8), denn der Verknüpfung von weiblicher Erfahrung und medizinischem Wissen – mit komplexen gegenseitigen

Wirkungssträngen – sind letztlich alle gegenwärtigen Vorstellungen von Schwangerschaft geschuldet. Den HerausgeberInnen gelang mit diesem Band eine Sammlung äußerst anregender Beiträge, die auch einzeln durch schlüssige Argumentation und genauen Umgang mit den Quellen bestechen und, jeder für sich, ein Lesevergnügen sind.

*Verena Pawlowsky, Wien*

**Christine Werkstetter, Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert (= Colloquia Augustana; 14).** Berlin: Akademie 2001, 567 S., EUR 49,80, ISBN 3-05003-617-6.

In einem 1998 erschienenen Tagungsband zu Frauen und Handwerk schrieb Katharina Simon-Muscheid, dass in der derzeit vorliegenden historischen Forschung Begriffe wie „Handwerk“ und erst recht „Zunft Handwerk“ nicht wertneutral, sondern vielmehr Ausdruck einer männlich dominierten und normierten Arbeitswelt sind. Sie implizieren Vorstellungen von „Qualifikation“ und öffentlichen Aktionsräumen, die ohnehin Männern vorbehalten waren.<sup>1</sup> Zünfte, als rechtliche Institutionen mit politischen Funktionen, schlossen Frauen an der Teilnahme aus. Dieser eher einseitige Blick auf korporative Strukturen führte in der Folge zur vorschnellen Annahme, Frauen im zünftischen Kontext generell als bedeutungslos anzusehen. Da sie ohnehin spärlich in normativen Niederschriften Erwähnung fanden, wurden sie meist pauschal als quellenmäßig nicht vorhanden angenommen. Dass sich Frauen in der Frühen Neuzeit dennoch handwerklich betätigt haben und sehr wohl Berücksichtigung in den überlieferten Quellen fanden, beweist der hier vorliegende Band zur Geschichte der Handlungsräume von Frauen im Augsburger Zunft Handwerk im 18. Jahrhundert. Für ihrer Dissertation konnte Christine Werkstetter auf einen reichhaltigen Quellenbestand zurückgreifen, was neue Impulse für die Handwerksforschung verspricht.

Ziel der vorliegenden Studie ist die Untersuchung weiblicher Arbeitsfelder, wobei sich die Autorin vor allem gegen die These der zunehmenden Verdrängung von Frauen aus dem zünftischen Handwerk seit dem 16. Jahrhundert wendet. Die Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse werden analysiert und mit den bereits vorliegenden Erkenntnissen zur Frauenarbeit im 18. Jahrhundert in Beziehung gesetzt. Die schwäbische Reichsstadt Augsburg, eine der bedeutendsten Gewerbestädte des alten Reiches, bietet eine für den deutschen Sprachraum außergewöhnliche Überlieferungsdichte von Handwerksquellen und die Gewerbe Geschichte der Stadt stand bereits mehrmals im Blickpunkt historischer Studien.<sup>2</sup> Insofern stellt sie einen geeigneten Ort für eine derartige Untersu-

---

1 Vgl. Katharina Simon-Muscheid Hg., „Was nützt die Schusterin dem Schmied?“ Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung, Frankfurt a. M./New York 1998, 7.

2 Vgl. Roland Bettger, Das Handwerk in Augsburg beim Übergang der Stadt an das Königreich Bayern. Städtische Gewerbe unter dem Einfluß politischer Veränderung, Augsburg 1979; Claus-Peter Clasen, Die Augsburger Weber. Leistungen und Krisen des Textilgewerbes um 1600, Augsburg 1981 und Rein-